



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Gott und Welt

Lietz, Hermann

Veckenstedt a. H., 1919

10. Die stille Welt deutscher Dichtung.

urn:nbn:de:hbz:466:1-32803

10. Die stille Welt deutscher Dichtung.

„Nichts in der Welt lehrt so wie
Schönheitsfülle den Schöpfer lieben.“
Michelangelo.

Bedarf es einer Rechtfertigung dafür, daß neben Propheten- und Weisheitsfreunden auch Dichter hier als Zeugen der stillen Gotteswelt erscheinen? Steht nicht auch der Sänger nach dem Wort Schillers „in des höheren Herren Pflicht“? Hat nicht auch er den hohen Beruf, von einer unvergänglichen Welt zu zeugen?

Wer sich in die deutsche Dichtung vertieft, wird in ihr wie in der griechischen immer wieder den ergreifenden Ausdruck echter, tiefer Frömmigkeit und Lebensweisheit finden. Keinem von denen, die für die Jahrhunderte sagten und sangen, fehlt er.

Die hier abgedruckten Dichtungen sind nur ein verschwindender Teil einer reichen Fülle vorhandener Schätze. Für alle Kreise unseres Volkes haben jene Trefflichen gelebt und gelitten. Worte der Weisheitslehrer und Propheten sind nicht selten dunkel. Des Dichters Sang aber tönt wie die Stimmen der Vögel am taufrischen Frühlingmorgen.

Was von vergangenen Zeiten bis heute im deutsch-evangelischen Gottesdienst gesungen wurde, ist nur ein kleiner und keineswegs der beste Teil der religiösen Lyrik unseres Volkes. Das „Kirchenlied“ ist ähnlich wie der alttestamentliche Psalter schlichte Hauspoesie. Beide sind gewissermaßen nur auf einen Ton gestimmt. Beide sind der Ruf des in Not befindlichen Volkes um Gottes Hilfe; der Ausdruck der Reue, Sehnsucht, des Vertrauens, der Dankbarkeit. Viele dieser Lieder sprechen nicht mehr so zu unseren Herzen, wie zu denen der Vorfahren. Die Gefühle und Stimmungen, denen sie vor allem Ausdruck verleihen, Angst vor Gottes Zorn, Verzweiflung über eigene Sünde, Vertrauen auf das Blut Christi, Trauer über die sündige, vergängliche Welt erfüllen unsere Seelen nicht mehr wie die unserer Väter. Wir suchen Menschen und Welt als Offenbarung Gottes, als Aufgabe und Beruf für uns zu begreifen. Teilnehmend an allem, was

schön, groß, wertvoll ist, voller Freude darüber suchen wir Gott im Menschen und Beruf zu dienen, ohne Jammern und Klagen. Statt zweckloser, lähmender Reue uns hinzugeben, schreiten wir nach einer Niederlage tapfer und freudig zum Beweis unseres besseren Willens, zur wiedergutmachenden Tat.

Vor allem ist weitesten Kreisen ernster Frommer unserer Tage die Paulinisch-Lutherische Lehre vom Opfertod Christi und der gänzlichen Unfähigkeit des Menschen unannehmbar geworden. Und darum wird uns auch das Kirchenlied sowie das gesamte Kirchentum fremd, in deren Mittelunkt diese Theorien stehen. Wie die Bibel nur dadurch noch Wert für uns behält, daß jeder von uns das Recht und die Pflicht ausübt, das bleibend Wertvolle, zu seinem Herzen Sprechende in ihr zu suchen, so steht es auch mit dieser Dichtung. Von ihrem großen Umfang hat nur ein sehr kleiner Teil um Form und Inhalts willen bleibende Bedeutung. Zwanzig von etwa sechshundert Liedern. Eine dringende Aufgabe der deutschen Kirche ist es, das Schönste und Beste neuerer religiöser Dichtung aller unserer Klassiker aus den verschiedenen Zeitaltern von Hartmann von Aue bis Theodor Storm und C. F. Meyer endlich einmal für Jugenderziehung und Gemeinde-Gottesdienst zu verwerten und tote Worte endlich sterben zu lassen. Das Gleiche gilt ja für das gesamte religiöse Schrifttum: Eine neue deutsche Bibel brauchen wir, ebenso nötig wie ein neues deutsches Gesangbuch und neuen deutschen Gottesdienst. Und bei dem allen sollen unsere Besten nicht mehr fehlen.

Auch diese neueren Lieder sind zum guten Teil sangbar. Zu hoffen ist, daß immer mehr der schönsten ihre Liedichter finden. Aber auch die nicht sangbaren werden eine dauernde Freude für stille Seelen bleiben. Möchte unser deutsches Volk gerade in diesen seinen schwersten Zeiten in dieser Gotteswelt der Schönheit Erquickung, Trost, neue Kraft finden.

I. Unsterbliche Italiens.

Franz v. Assisi.

Kein Mensch ist würdig, Herr, dich ganz zu nennen,
Zu groß ist deine Güte, deine Macht;
Die schwachen Worte werden stammelnd nur bekennen,
Denn du allein bist Ehre, Ruhm und Pracht!

Sei mir gelobt, o Herr, in allem, was du schufst,
 Der jeden Morgen du uns deine Sonne ruffst;
 Sei mir gegrüßt, du leuchtend Gottesbild,
 Schwester, du Glänzende,
 Strahlenumkränzende,
 Die uns die Werke des Schöpfers enthüllt!
 Und wenn sie geht, dann läßt du, Gott,
 An deinem Himmel Mond und Sterne stehn,
 Sie wandeln hin, geführt von deiner Hand,
 So rein, so köstlich und so schön!
 Und durch die Lande fährt der Wind daher,
 Die Wolken treibt er hin nach deinem Willen,
 Und aus des Himmels unerschöpftem Meer
 Erfrischend will der Regen niederquillen.
 Die Wässerlein eilen die Halde entlang
 Und reichen den Schwachen erquickenden Trank;
 Eine Blume stand dürstend und matt an der Heide,
 Nun hebt sie das Köpfchen, nun glänzt ihr Geschmeide.
 Preis dir, o Gott, für diese schöne Erde,
 Die uns zur Mutter gab dein mächtig Wort,
 Daß sie die Heimat unsrer Tage werde
 Und unsrer Taten festgefügtor Ort.
 Und dann, o Herr, was doch das Größte ist,
 Daß du uns gabst dies übervolle Herz,
 Das zitternd schlagend deine Herrlichkeit ermißt
 Und sehnsuchtsvoll zu dir will himmelwärts.
 Preis dir, mein Gott, wenn dann der Tod gekommen
 Und wir in deinen Frieden gehn,
 Wenn dieses Leibes Schranken uns genommen
 Und wir in deine Vateraugen sehn.
 So neig' ich das Haupt und falte die Hände:
 Herr, du der Anfang, Herr, du das Endel

So viel scheint groß und kostbar, und es blickt
 Das Volk drauf hin bewundernd, aber einer
 Steht abseits; ihm erscheint es um so kleiner
 Und gallenbitter, was sie hoch entzückt.

Michelangelo.

Und das sogar: der eitlen, unverständ'gen,
 Gedankenlosen Welt muß er sich fügen,
 Muß reden, wie sie spricht und Freude lügen,
 Und lächelnd die verborg'nen Tränen bänd'gen.

Siey, Gott und Welt.

20

Mein Glück ist nur, daß ganz verborgen sei,
Was ich beweine und was heimlich trachtend
Des Herzens Wünsche wollen, die ich hege.

Blind ist die Welt und nur Verrätern treu,
Ich aber, Haß und Ehre gleich verachtend,
Geh still und einsam weiter meine Wege.

Michelangelo
auf Dante.

Als Mensch vom Himmel einst herabgestiegen,
Hat Hölle er und Lüt' rungsglut gesehn,
Dann bracht' er lebend, aus des Himmels Höhn,
Uns wahres Licht, die wir im Dunkeln liegen.

Daß du bestrahlst die Stätte meiner Wiegen,
O lichter Stern, ist unverdient geschehn;
Die ganze arge Welt dir zugestehn,
Wär' kleiner Preis: Nur Gott kann dir genügen.

Von Dante red' ich, dessen Werk verkannt,
Mißachtet ward vom Volk, dem undankbaren,
Das stets sich von Gerechten abgewandt.

Wär' ich wie er! Hätt' ich wie er den wahren,
Tatkräft'gen Geist, und wär' wie er verbannt:
Das schönste Glück der Erde ließ' ich fahren.

II. Deutsche Dichter.

1. Mittelalter.

Hartmann von Aue: um 1200.

Kreuzlied.

Dem Kreuze ziemet frommer Mut
und keuscher Sinn,
dann mag man Heil und alles Gut
wohl haben zum Gewinn.
Es bietet nicht den kleinsten Schutz
dem schwachen Mann,
der seinen wilden Sinnen Trug
nicht bieten kann.
Nuch will es uns entbinden nicht
von guter Werke Pflicht:
was nützt es auf dem Kleid,
wenn's nicht im Herzen alle Zeit?

Nun weihet, Ritter, euer Lebn
 und euern Mut
 ihm, der euch beides hat gegeben,
 so Leib als Gut.
 Des Arm jemals den Kampf gewagt
 um hohen Preis
 und nun ihn seinem Gott versagt,
 der ist nicht weis'.
 Wer zu der heiligen Kreuzesfahrt
 jemals berufen ward,
 dem beides wird zu teil:
 Das Lob der Welt, der Seele Heil.

Dem Haufen bin ich manchen Tag
 gelaufen nach;
 wo niemand Treue finden mag,
 dem eilt' ich nach.
 Es lacht' die Welt mich trüglich an
 und winkte mir,
 und ich bin als unweiser Mann
 gefolget ihr.
 Nun hilf mir, Herre Christ,
 der mein Gefährte ist,
 daß ich der Welt entsage
 mit deinem Zeichen, das ich trage.

Walther von der Vogelweide: etwa 1170—1230.

Gott, hilf und vergib.

Du hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise!
 Da ich dir verdanke beides, Wort und Weise,
 wie nur wag ich's so zu freveln unter deinem Reise?
 Ich handle sündig noch, mir fehlt die wahre Minne
 zu meinen Nebenchristen, ewger Vater, und zu dir;
 nie ward ich einem andern noch so hold als mir:
 Gott Sohn und Vater, euer Geist erleuchte meine Sinne.
 Wie mach ich's, den zu minnen, der mir Böses tut?
 Ich habe den viel lieber, der auch mir ist gut:
 Vergib mir sonst all meine Schuld: noch steht mir so
 der Mut.

Johannes Tauler: † 1361 in Straßburg.

Fliehen, Zwingen, Binden.

Ich muß die Kreaturen fliehen
und suchen Herzensinnigkeit,
soll ich den Geist zu Gotte ziehen,
auf daß er bleibt in Reinigkeit.

Ich muß die äußern Sinne zwingen,
soll ich empfahn das höchste Gut,
und stetig nach der Tugend ringen,
soll werden mir der Minne Gut.

Ich muß die schnelle Zunge binden
und, was sie krumm macht, machen grad,
soll ich vor Gott den Frieden finden
und werden mir der rechte Pfad.

Aus dem Zeitalter der Reformation und Gegenreformation.

Ein Lobgesang von der Geburt unsers Herrn
Jesu Christi.

Luther
1483—1546.

Gelobet seistu Ihesu Christ,
das du mensch geboren bist
von einer Jungfrau, das ist war,
des freuet sich der Engel schar. Kyrioleis.

Des ewigen Vaters einig kind
ist man in der krippen find.
In unser armes fleisch und blut
verkleidet sich das ewig Gut. Kyrioleis.

Den aller welt kreis nie beschloß,
der ligt in Marien schoß.
Er ist ein kindlein worden klein,
der alle ding erhelt allein. Kyrioleis.

Das ewig liecht gehet da herein,
gibt der welt ein neuen Schein.
Es leucht wohl mitten in der nacht,
und uns des liechtes kinder macht. Kyrioleis.

Der Sohn des Vaters, Gott von art,
 ein gast in der werlet ward
 und führt uns aus dem jamertal.
 Er macht uns erben in seim saal. Kyrioleis.

Er ist auf erden komen arm,
 das er unser sich erbarm
 und in dem himel machet reich
 und seinen lieben Engeln gleich. Kyrioleis.

Das hat er alles uns gethan
 sein groß lieb zu zeigen an.
 Des freu sich alle Christenheit
 und dank ihm des in ewigkeit. Kyrioleis.

Laß dich nur nichts nicht dauern	Was willst du heute sorgen	P. Fleming
Mit Trauern,	Auf morgen?	1609-40.
Sei stille!	Der Eine	
Wie Gott es fügt,	Steht allem für,	
So sei vergnügt,	Der gibt auch dir	
Mein Wille.	Das deine.	

Sei nur in allem Handel
 Ohn' Wandel,
 Steh' feste!
 Was Gott beschleußt,
 Das ist und heißt
 Das Beste.

An Sich.

Sei dennoch unverzagt, gib dennoch unverloren.
 Weich' keinem Glücke nicht. Steh' höher als der Neid.
 Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
 Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt' alles für erkoren.
 Nimm dein Verhängnis an. Laß' alles unbereut.
 Tu, was getan muß sein, und eh' man dir's gebeut;
 Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein
 Glücke

Ist ihm ein Jeder selbst. Schau' alle Sachen an:
 Dies alles ist in dir, laß' deinen eitlen Wahn,

Und eh' du fürder gehst, so geh' in dich zurücke.
 Wer sein selbst Meister ist, und sich beherrschen kann,
 Dem ist die weite Welt und alles untertan.

Angelus
 Silesius
 1624—1677.

Indem der weise Mann zu tausend Malen stirbt,
 Er durch die Wahrheit selbst um tausend Leben wirbt.
 Ich glaube keinen Tod: sterb' ich gleich alle Stunden,
 So hab' ich jedesmal ein besser Leben funden.
 Ich sage, weil der Tod allein mich machet frei,
 Daß er das beste Ding aus allen Dingen sei.

Vorklassische Zeit.

H y m n e.

E. v. Kleist
 1715—1759
 (verwundet bei
 Runersdorf).

Nicht niedre Lust, auch nicht Eroberer
 noch Gold und Schätze will ich singen.
 Mein Geist soll sich dem Land der Erde kühn entschwingen,
 der Himmel sei mein Lied, mein Lied der Herr. . . .

O welche Pracht! Welch Auge siehet ganz
 die Herrlichkeit, die ihn umgeben,
 der alles, alles füllt, vor dem die Himmel beben? —
 Den Thron des Herrn verhüllt sein eigener Glanz.

O Welch ein Gott, der bloß durch einen Ruf
 den Menschen, der Geschöpfe Heere
 und Felsen, Seen, Wald, der Sonnen Flammenmeere,
 das Geisterreich und tausend Welten schuf!

Unendlicher! Doch Scharen Seraphim,
 entzückt in fröhlichem Gewimmel,
 sind ganz Gesang und Lob und strömen durch den Himmel —
 ihr Saiten, schweigt, der Himmel singet ihm.

A b e n d l i e d.

Matth.
 Claudius.
 1770—1815.

Der Mond ist aufgegangen,
 die goldnen Sternlein prangen
 am Himmel hell und klar;
 der Wald steht schwarz und schweigt,
 und aus den Wiesen steigt
 der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille
 und in der Dämmerung Hülle
 so traulich und so hold!
 Als eine stille Kammer,
 wo ihr des Tages Jammer
 verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
 Er ist nur halb zu sehen
 und ist doch rund und schön.
 So sind wohl manche Sachen,
 die wir getrost belachen,
 weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
 sind eitel arme Sünder
 und wissen gar nicht viel;
 wir spinnen Luftgespinste
 und suchen viele Künste
 und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
 auf nichts Vergänglich's trauen,
 nicht Eitelkeit uns freun!
 Laß uns einfältig werden
 und vor dir hier auf Erden
 wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
 aus dieser Welt uns nehmen
 durch einen sanften Tod,
 und wenn du uns genommen,
 laß uns in Himmel kommen,
 du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
 in Gottes Namen nieder!
 Kalt ist der Abendhauch.
 Verschon uns, Gott, mit Strafen
 und laß uns ruhig schlafen
 und unsern kranken Nachbar auch!

4. Die klassische Zeit.

Klopstock.
1724—1803.

Der Sämann säet den Samen;
Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines
Wächset die Blume herauf.

Du liebtest sie, was auch dies Leben
Sonst mehr Gewinn hat, war klein dir geachtet;
Und sie entschlummerte dir.

Was weinst du neben dem Grabe?
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter; nur wenige Tage
Behn wir verkleidet einher.

Der Adler besucht die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub, und
Rehret zur Sonne zurück.

Für Dich.

Herder.
1744—1803.

. . . Niemand ist glücklich als der Liebende,
Noch glücklicher, wer sich in Liebe müht,
Am glücklichsten, wer seiner Mühe Lohn
Im Andern froh und unerkant genießt:
So — glaubt es — und nicht anders mischten droben
Die Götter unsre Lose. Auß'res Glück
Entscheidet nie; für die Empfindung ordnen,
Für Herzen mischen, schmelzen, wechseln sie
So Glück als Unfall; und die höchste Lust —
Ihr wißt es, die des Lebens Schauspiel mit
Verstand und Herz erwägen, — die höchste Lust
Erschufen weise sie aus Lieb' und Schmerz.

Dank euch, ihr hohen Götter, daß ihr uns
Das Rätsel löstet und des Schicksals Faden
Treu in die Hand gabt! Wer in sich erliegt,
Ist elend; wer für andre wirkt, in ihnen

Genießt und lebt, er ist der Selige.
 Im Lebensbecher mischen sich die Seelen,
 Im Lebensringe tauschen sich die Lose,
 Das Zauberwort der Liebe heißt: Für Dich!

J. W. Goethe 1749—1832.

Sehnsucht.

Dies wird die letzte Trän nicht sein,
 die glühend Herz aufquillet,
 das mit unsäglich neuer Pein
 sich schmerzvermehrend stillt.

O laß doch immer hier und dort
 mich ewig Liebe fühlen,
 und möcht der Schmerz auch also fort
 durch Nerv und Adern wühlen!

Könnt ich doch ausgefüllt einmal
 von dir, o Ewger, werden —
 ach, diese lange, tiefe Qual,
 wie dauert sie auf Erden.

Steigt hinan zu höherm Kreise,
 Wachset immer unvermerkt,
 Wie nach ewig reiner Weise
 Gottes Gegenwart verstärkt.
 Denn das ist der Geister Nahrung,
 Die im freisten Äther waltet:
 Ewigen Liebens Offenbarung,
 Die zur Seligkeit entfaltet.
 Hände verschlinget
 Freudig zum Ringverein,
 Regt euch und singet
 Heil'ge Gefühle drein;
 Göttlich belehret,
 Dürft ihr vertraun;
 Den ihr verehret,
 Werdet ihr schaun!

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke;
Doch ungeschreckt
Dringen wir vorwärts.

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille;
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Friedrich Schiller 1759—1805.

Du, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Allen gehört, was du denkst: dein eigen ist nur, was du fühlst.
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.

H o f f n u n g.

Es reden und träumen die Menschen viel
 Von bessern künftigen Tagen,
 Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
 Sieht man sie rennen und jagen,
 Die Welt wird alt und wird wieder jung,
 Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
 Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
 Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
 Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
 Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
 Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
 Erzeugt im Gehirne des Toren,
 Im Herzen kündigt es laut sich an:
 Zu was Besserm sind wir geboren.
 Und was die innere Stimme spricht,
 Das täuscht die hoffende Seele nicht.

G e s a n g d e s P f ö r t n e r s.

Verschwunden ist die finstre Nacht,
 Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
 Die Sonne kommt mit Prangen
 Am Himmel aufgegangen.
 Sie scheint in Königs Prunkgemach,
 Sie scheint durch des Bettlers Dach,
 Und was in Nacht verborgen war,
 Das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
 Der über diesem Haus gewacht,
 Mit seinen heiligen Scharen
 Uns gnädig wollt' bewahren.
 Wohl mancher schloß die Augen schwer
 Und öffnet sie dem Licht nicht mehr,
 Drum freue sich, wer neu belebt
 den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

S e h n s u c h t.

Ach, aus dieses Tales Gründen,
 Die der kalte Nebel drückt,
 Könnt' ich doch den Ausgang finden,
 Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
 Dort erblick' ich schöne Hügel,
 Ewig jung und ewig grün;
 Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
 Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
 Töne süßer Himmelsruh',
 Und die leichten Winde bringen
 Mir der Düste Balsam zu.
 Goldne Früchte seh' ich glühen,
 Winkend zwischen dunkeln Laub,
 Und die Blumen, die dort blühen,
 Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
 Dort im ew'gen Sonnenschein,
 Und die Luft auf jenen Höhen,
 O wie labend muß sie sein!
 Doch mir wehrt des Stromes Toben,
 Der ergrimmt dazwischen braust,
 Seine Wellen sind gehoben,
 Daß die Seele mir ergraut.

Einen Rachen seh' ich schwanke,
 Aber ach! der Fährmann fehlt.
 Frisch hinein und ohne Wanken!
 Seine Segel sind beseelt.
 Du mußt glauben, du mußt wagen,
 Denn die Götter leihn kein Pfand;
 Nur ein Wunder kann dich tragen
 In das schöne Vaterland.

D a s H ö c h s t e.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es
 dich lehren.
 Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's.

U n s t e r b l i c h k e i t.

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu
 leben?
 Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

D i e F ü h r e r d e s L e b e n s.

Zweierlei Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten,
 Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
 Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
 Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
 Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Klust dich,
 Wo an der Ewigkeit Meer schauernd der Sterbliche steht.
 Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der
 andre,
 Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
 Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem erstern
 Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!

M a j e s t a s P o p u l i.

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
 Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
 Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
 Rieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

A n e i n e n W e l t v e r b e s s e r e r.

„Alles opfert' ich hin,“ sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
 Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.“
 Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
 Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer
 getäuscht.
 Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug
 denken;
 Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus.
 Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
 Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
 Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschen-
 geschlechter
 Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut.

Die Revolution nach Schillers „Spaziergang“.

Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte, zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
„Freiheit!“ ruft die Vernunft, „Freiheit!“ die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.

Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom.
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der
Gott.

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben
und Treue,

Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den
Freund.

Auf die Unschuld schießt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lasterers Zahn.

Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.

Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweicht,

Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Raum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.

Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Ein-
tracht,

Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.

Jahrelang mag, jahrhundertlang die Mumie dauern,

Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,

Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen

An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit.

Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen

Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,

Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die
Menschheit

Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.

O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!

Zu den verlass'nen Natur fehr' er gerettet zurück!

Zeitalter der Freiheitskriege.

Theodor Körner.

Vater ich rufe dich.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich.

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr! ich erkenne deine Gebote.
Herr! wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich!
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum fallend und siegend preis' ich dich:
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Ernst Moritz Arndt 1769—1860.

Aus dem Grablied.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
denn ich bin des Wanderns müde,
von der Erde scheid ich ab,
denn mir ruft des Himmels Friede,
denn mir ruft die süße Ruh
von den Engeln droben zu.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
meinen Lauf hab ich vollendet,
lege nun den Wanderstab
hin, wo alles Irdsche endet,
lege selbst mich nun hinein
in das Bette sonder Pein.

Was soll ich hienieden noch
in dem dunklen Tale machen?
Denn, wie mächtig, stolz und hoch
wir auch stellen unsre Sachen,
muß es doch wie Sand vergehn,
wenn die Winde drüber wehn. . . .

Darum lehete gute Nacht!
Sonn und Mond und liebe Sterne!
Fahret wohl mit eurer Pracht,
denn ich reis' in weite Ferne,
reise hin zu jenem Glanz,
worin ihr erbleichet ganz.

Mahlmann 1771—1826.

Vater unser.

Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut
Und Deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet.
Deine ewige, herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröte Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht;
Und alles Leben liegt vor Dir,
Und alles Leben ruft zu Dir:
„Vater unser, der Du bist im Himmel!“

Und liebevoll Dein Auge schaut,
 Was Deiner Allmacht Wink begonnen,
 Und milder Segen niedertaut,
 Und fröhlich wandeln alle Sonnen.
 Herr! Herr! das Herz, das Dich erkennt,
 Erwacht vom Kummer und vom Gram;
 Es jauchzt die Lippe, die Vater Dich nennt:
 „Geheiligt werde Dein Name!“

Der Du die ewige Liebe bist,
 Und dessen Gnade kein Mensch ermist,
 Wie selig ist Dein Thron!
 Der Friede schwingt die Palmen;
 Es singt die Freude Psalmen;
 Die Freiheit tönt im Jubelton.
 In Deinem großen Gottesreich
 Ist alles recht, ist alles gleich:
 „Zu uns komme Dein Reich!“

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höhn,
 Steigt nieder zu der armen Erde!
 Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,
 Daß diese Welt ein Garten Gottes werde
 O, ewiger Weisheit unendliche Kraft,
 Du bist's, die alles wirkt und schafft.
 Dein Weg ist Nacht; geheimnisvoll
 Der Pfad, den jeder wandeln soll.
 Doch in Deine Nähe
 Führst Du alle, daß sie selig werden.
 „Dein Wille geschehe,
 Wie im Himmel, also auch auf Erden!“

Laß Ähren reifen im Sonnenstrahl,
 Die Frucht erglänz' im grünen Laube,
 Es weide die Herde im stillen Tal,
 Und auf den Bergen röte sich die Traubel
 Und alles genieße mit Dank und mit Freudel
 „Unser tägliches Brot gib uns heute!“

Der Du, von reinen Geistern umgeben,
 Niederblickst auf das sündige Leben,
 Erbarme Dich unser!

Schwachheit ist des Menschen Los;
 Deine Gnade ist grenzenlos,
 Dein Erbarmen unermesslich.
 Zeig uns, Vater, Deine Huld
 In dem armen Leben.
 „Und vergib uns unsre Schuld,
 So wie wir vergeben!“

Herr, Herr, unsre Zuversicht,
 Starker Held, verlaß uns nicht!
 Hebe die Blicke, die freien Gedanken
 Über der Endlichkeit enge Schranken,
 Hoch empor über Grab und Tod!
 Wir warten, wir hoffen auf Morgenrot
 Nach finst'rer Nacht. Herr, unsre Zuversicht,
 Wir sehnen uns alle nach Deinem Licht,
 Nach Deinem hochheiligen Angesicht.
 Starker Held, verlaß uns nicht!
 „Führ' uns nicht in Versuchung,
 Sondern erlöse uns von dem Übel!“

Denn Du bist Herr,
 Und Du bist Gott,
 Unser Vater!
 „Dein ist das Reich,
 Dein ist die Macht,
 Dein ist die Herrlichkeit,
 Von Ewigkeit zu Ewigkeit:
 Amen!“

Zeitalter der Romantik. Fr. Hölderlin 1770—1843.

Der Kampf des Lebens.

Es reife von des Mittags Flamme,
 es reife nur von Kampf und Schmerz
 die Blüt' am grenzenlosen Stamme,
 wie Sprosse Gottes, dieses Herz!
 Beflügelt von dem Sturm erschwinge
 mein Geist des Lebens höchste Lust,
 der Tugend Siegeslust verjünge
 bei kargem Glücke mir die Brust!

Im heiligsten der Stürme falle
 zusammen meine Kerkerwand,
 und herrlicher und freier walle
 mein Geist in's unbekante Land!
 Hier blutet oft der Adler Schwinge;
 Auch drüben wartet Kampf und Schmerz!
 Bis an der Sonnen letzte ringe,
 genährt vom Siege, dieses Herz!

Wenn vom Frühling rund umschlungen,
 Von des Morgens Hauch umweht,
 Trunken nach Erinnerungen
 Meine wache Seele späht;
 Wenn, wie einst am fernen Herde
 Mir so süß die Sonne blinkt,
 Und ihr Strahl ins Herz der Erde
 Und der Menschenkinder dringt;

Wenn, undämmert von der Weide,
 Wo der Bach vorüberraunt,
 Tief bewegt von Leid und Freude,
 Meine Seele träumt und sinnt;
 Wenn im Haine Geister säuseln,
 Wenn im Mondenschimmer sich
 Raun die stillen Teiche träuseln:
 Schau' ich oft und grüße dich.

Edles Herz, du bist der Sterne
 Und der schönen Erde wert,
 Bist des wert, soviel die ferne
 Nahe Mutter dir beschert.
 Sieh, mit deiner Liebe lieben
 Schönes die Erwählten nur;
 Denn du bist ihr treu geblieben,
 Deiner Mutter, der Natur.

Der Gesang der Haine schalle
 Froh, wie du, um deinen Pfad!
 Sanft bewegt vom Weste, walle,
 Wie dein friedlich Herz, die Saat,

Deine liebste Blüte regne,
 Wo du wandelst, auf die Flur,
 Wo dein Auge weilt, begegne
 Dir das Lächeln der Natur!

Oft im stillen Tannenhaine
 Webe dir ums Angesicht
 Seine zauberische, reine
 Glorie das Abendlicht!
 Deines Herzens Sorge wiege
 Drauf die Nacht in süße Ruh',
 Und die freie Seele fliege
 Liebend den Gestirnen zu!

Novalis 1772—1801.

Zauber der Erinnerungen,
 Heil'ger Wehmut süße Schauer
 Haben innig uns durchflungen,
 Kühlen unsre Blut.
 Wunden gibt's, die ewig schmerzen,
 Eine göttlich tiefe Trauer
 Wohnt in unser aller Herzen,
 Löst uns auf in eine Flut.

Und in dieser Flut ergießen
 Wir uns auf geheime Weise
 In den Ozean des Lebens
 Tief in Gott hinein;
 Und aus seinem Herzen fließen
 Wir zurück zu unserm Kreise,
 Und der Geist des höchsten Strebens
 Taucht in unsre Wirbel ein.

Helft uns nur den Erdgeist binden,
 Lernt den Sinn des Todes fassen
 Und das Wort des Lebens finden;
 Einmal lehrt euch um.
 Deine Macht muß bald verschwinden,
 Dein erborgtes Licht verblassen,
 Werden dich in kurzem binden,
 Erdgeist, deine Zeit ist um.

Wenn in bangen, trüben Stunden
 Unser Herz beinah' verzagt,
 Wenn von Krankheit überwunden
 Angst in unserm Innern nagt;
 Wir der Treugeliebten denken,
 Wie sie Gram und Kummer drückt,
 Wolken unsern Blick beschränken,
 Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt:

O! dann neigt sich Gott herüber,
 Seine Liebe kommt uns nah;
 Sehnen wir uns dann hinüber,
 Steht ein Engel vor uns da,
 Bringt den Kelch des frischen Lebens,
 Wispelt Mut und Trost uns zu;
 Und wir beten nicht vergebens
 Auch für der Geliebten Ruh'!

In's stille Land.

In's stille Land!
 Wer leitet uns hinüber?
 Schon wölkt sich uns der Abendhimmel trüber,
 Und immer trümmervoller wird der Strand.
 Wer leitet uns mit sanfter Hand
 Hinüber, ach! hinüber
 In's stille Land?
 In's stille Land!
 Zu euch, ihr stillen Räume
 Für die Beredlung! Zarte Morgenträume
 Der schönen Seelen! Künst'gen Daseins Pfand!
 Wer treu des Lebens Kampf bestand
 Trägt seiner Hoffnung Keime
 In's stille Land.
 Ach Land! ach Land
 Für alle Sturmbedrohten!
 Der mildeste von unsers Schicksals Boten
 Winkt uns, die Fackel umgewandt,
 Und leitet uns mit sanfter Hand
 In's Land der großen Toten,
 In's stille Land!

Brentano, † 1842.

Wie so leis die Blätter wehn
in dem lieben, stillen Hain;
Sonne will schon schlafen gehn,
läßt ihr goldnes Hemdelein
sinken auf den grünen Rasen,
wo die schlanken Hirsche grasen
in dem roten Abendschein.

In der Quellen klarer Flut
treibt kein Fischlein mehr sein Spiel;
jedes suchet, wo es ruht,
sein gewöhnlich Ort und Ziel,
und entschlummert überm Lauschen
auf der Wellen leises Rauschen
zwischen bunten Kiesel'n kühl.

Schlank schaut auf der Felsenwand
sich die Glockenblume um;
denn verspätet über Land
will ein Biennen mit Gesumm
sich zur Nachtherberge melden
in den blauen zarten Zelten,
schlüpft hinein und wird ganz stumm.

Vöglein, euer schwaches Nest,
ist das Abendlied vollbracht,
wird wie eine Burg so fest;
fromme Vöglein schützt zur Nacht
gegen Raß- und Marderkrallen,
die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über alle wacht.

Treuer Gott, du bist nicht weit,
dir vertraun wir ohne Harm
in der wilden Einsamkeit
wie in Hofes eittem Schwarm.
Du wirfst uns die Hütten bauen,
daß wir fromm und voll Vertrauen
sicher ruhn in deinem Arm.

Achim von Arnim * 1831.

G e b e t.

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
 daß ich dich, Herr der Erde, tue kund,
 Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
 ein frommes Herz und einen festen Mut;
 Gib Kinder mir, die aller Mühe wert,
 verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
 gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
 den Hügel Sand im lieben Vaterland,
 die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
 daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

Schwäbische Dichter.

U h l a n d.

Man höret oft im fernen Wald
 Von obenher ein dumpfes Läuten,
 Doch niemand weiß, von wann' es hallt,
 Und kaum die Sage kann es deuten:
 Von der verlornen Kirche soll
 Der Klang ertönen mit den Winden;
 Einst war der Pfad von Wallern voll,
 Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
 Wo kein betretner Weg sich dehnet:
 Aus der Verderbnis dieser Zeit
 Hatt' ich zu Gott mich hingesehret.
 Wo in der Wildnis alles schwieg,
 Vernahm ich das Geläute wieder;
 Je höher meine Sehnsucht stieg,
 Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geist war so in sich getehrt,
 Mein Sinn vom Klange hingenommen,
 Daß mir es immer unerklärt,
 Wie ich so hoch hinaufgekommen.
 Mir schien es mehr denn hundert Jahr',
 Daß ich so hingeträümet hätte:
 Als über Nebeln, sonnenklar,
 Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
 Die Sonne war so voll und glühend,
 Und eines Münsters stolzer Bau
 Stand in dem goldnen Lichte blühend.
 Mich dünkten helle Wolken ihn,
 Gleich Fittichen, emporzuheben,
 Und seines Turmes Spitze schien
 Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
 Ertönte schütternd in dem Turme;
 Doch zog nicht Menschenhand den Strang:
 Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
 Mir war's, derselbe Sturm und Strom
 Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen:
 So trat ich in den hohen Dom
 Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
 Das kann ich nicht mit Worten schildern.
 Die Fenster glühten dunkelklar
 Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
 Dann sah ich, wunderbar erhellt,
 Das Bild zum Leben sich erweitern:
 Ich sah hinaus in eine Welt
 Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
 Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
 Hoch oben an der Decke war
 Des Himmels Glorie gemalet;
 Doch als ich wieder sah empor,
 Da war gesprengt der Kuppel Bogen:
 Geöffnet war des Himmels Thor
 Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
 Mit still anbetendem Erstaunen,
 Was ich gehört für sel'gen Laut,
 Als Orgel mehr und als Posaunen:

Das steht nicht in der Worte Macht;
 Doch wer danach sich treulich sehnet,
 Der nehme des Geläutes acht,
 Das in dem Walde dumpf ertönet!

Kerner, † 1862.

Glück des Verlassenseins.

Wohl ist es schön, zu stehen
 in trauter Freunde Reihn,
 doch schöner ist's, zu gehen
 in weiter Welt allein.

Mensch, bist du ganz verlassen,
 klag keinen Augenblick!
 Da kannst du erst dich fassen,
 Kannst gehn in Gott zurück.

Es täuscht die Welt, die trübe,
 dir nimmer Aug und Ohr;
 die innre Welt der Liebe
 eröffnet dir ihr Tor.

In ihr lebst du versunken
 in Gottes Angesicht;
 die andern, erdetrunken,
 gewahren deiner nicht.

Ja, möchten sie dich lassen
 in deinem Innern stumm,
 verlassen, ganz verlassen,
 bis deine Zeit ist um.

In Tiefen unberühret
 wächst einsam das Metall;
 wo's nachtet und gefrieret,
 sich bildet der Kristall.

Mörke, † 1875.

Wo find ich Trost?

Eine Liebe kenn ich, die ist treu,
 war getreu, so lang ich sie gefunden,
 hat mit tiefem Seufzen immer neu,
 stets verjöhnlich, sich mit mir verbunden.

Welcher einst mit himmlischem Gedulden
bitter bittern Todestropfen trank,
hing am Kreuz und küßte mein Verschulden,
bis es in ein Meer von Gnade sank.

Und was ist's nun, daß ich traurig bin,
daß ich angstvoll mich am Boden winde?
frage: Hüter, ist die Nacht bald hin?
und: Was rettet mich von Tod und Sünde?

Arges Herze, ja, gesteh es nur,
du hast wieder böse Lust empfangen!
Frommer Liebe, frommer Treue Spur,
ach, das ist auf lange nun vergangen.

Ja, das ist's auch, daß ich traurig bin,
daß ich angstvoll mich am Boden winde.
Hüter, Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und was rettet mich von Tod und Sünde?

Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde
Ganz, wie er möchte, sein?

— In langer Nacht bedacht' ich mir's und mußte sagen, nein!

So kann ich niemand's heißen auf der Erde,
Und niemand wäre mein?

Aus Finsternissen hell in mir aufzuckt ein Freudenschein:

Sollt' ich mit Gott nicht können sein,

So wie ich möchte, mein und dein?

Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?

Ein süßer Schrecken geht durch mein Gebein!

Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte sein,

Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!

Annette von Droste-Hülshoff. 1797—1848.

Laß das Leben wanken,

Laß es ganz vergehn,

Über seine stillen Schranken

Will ich ernst und mutig sehn.

Findet gleich Vernunft die Wege
 In dem dunkeln Lande nicht:
 Hoffnung kennt die Stege,
 Trägt ein sichres Licht.

Wenn mich alle lassen,
 Meine Hoffnung bleibt,
 Wird mich rettend dann umfassen,
 Wenn mich Not und Sünde treibt.
 Ob auch Tod und Drangsal wüte,
 Ob Gewalt der Böse hat,
 Herr, auf deine Güte
 Bau' ich meine Stadt!

Ihn muß ich beklagen,
 Der die Hoffnung senkt;
 Ach, wie konnte er verzagen,
 Wo des Herren Wille lenkt!
 All sein Trost in Schmerz und Leiden,
 All sein Ruhm in Spott und Schmach
 Mußte von ihm scheiden,
 Da die Hoffnung brach.

Wer sie will umschmiegen
 Und nicht läßt in Not,
 Spricht: „O Grab, wo ist dein Siegen,
 Und wo ist dein Stachel, Tod?“
 Keine Macht ob seinem Herzen
 Hat der Trug und eitle Schein,
 Und aus bitterm Schmerzen
 Preßt er süßen Wein.

Wenn dann meine Stunde
 Nun geschlagen hat,
 Und von meinem bleichen Munde
 Kaum noch tönt dein Name matt:
 Ach, dann werd' ich freudig schauen,
 Wie mein Hoffen mag bestehn;
 Denn ein fromm Vertrauen
 Läßt nicht untergehn.

Zeitalter des Realismus.

Hebbel.

Menschenwürde.

Hab' Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten schwillt.

Hab' Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie tief er stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt.

Hab' Achtung vor dem Menschenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht die, ein Sehnen stillt.

Das schlummernde Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir alles, alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst:
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?

Th. Storm. † 1888.

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
ein milder Stern herniederlacht;
vom Tannenwalde steigen Düste
und hauchen durch die Winterlüfte,
und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
 das ist die liebe Weihnachtszeit!
 Ich höre fernher Kirchenglocken
 mich lieblich heimatlich verlocken
 in märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
 anbetend, staunend muß ich stehn;
 es sinkt auf meine Augenlider
 ein goldner Kindertraum hernieder,
 ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

G. Keller 1819—1890.

Es wandert eine schöne Sage
 Wie Beilchenduft auf Erden um,
 Wie sehnend eine Liebesklage
 Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
 Und von der Menschheit letztem Glück,
 Von goldner Zeit, die einst hienieden,
 Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
 Zum einen König, Gott und Hirt:
 Von jenem Tag, wo den Propheten
 Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,
 Nur eine Sünde in der Welt:
 Des Eigen-Neides Widerstreben,
 Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
 Und bösl'ich sie verloren gab,
 Der wäre besser ungeboren:
 Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Aber ein kleiner goldener Stern
 Sang und klang mir in die Ohren:
 Tröste dich nur, dein Lied ist fern,
 Fern bei uns und nicht verloren!

Findest du nicht oft einen Klang,
Wie zu früh herüber geklungen?
Also hat sich heut dein Sang
Heimlich zu uns hinüber geschwungen!

Dort im donnernden Weltgesang
Wirfst du ein leises Lied erkennen,
Das dir, wie fernster Glockenklang,
Diesen Sommertag wird nennen.

Denn die Ewigkeit ist nur
Hin und her ein tönendes Weben;
Vorwärts, rückwärts wird die Spur
Deiner Schritte klingend erbeben,

Deiner Schritte durch das All,
Bis, wie eine singende Schlange,
Einst dein Leben den vollen Schall
Findet im Zusammenhange.

E. F. Meyer, † 1898.

S ä e r s p r u c h .

Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!
Die Erde bleibt noch lange jung!
Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht.
Die Ruh ist süß. Es hat es gut.
Hier eins, das durch die Scholle bricht.
Es hat es gut. Süß ist das Licht.
Und keines fällt aus dieser Welt,
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft
In Harnesnächten,
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.

Friede auf Erden.

Da die Hirten ihre Herde
 Ließen und des Engels Worte
 Trugen durch die niedre Pforte
 Zu der Mutter und dem Kind,
 Fuhr das himmlische Gesind'
 Fort im Sternenraum zu singen,
 Fuhr der Himmel fort zu klingen:
 „Friede, Friede! auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten,
 O wie viele blut'ge Taten
 Hat der Streit auf wildem Pferde,
 der geharnischte, vollbracht!
 In wie mancher heil'gen Nacht
 Sang der Chor der Geister zingend,
 Dringlich, flehend, leis verklagend:
 „Friede, . . . Friede . . . auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
 Daß der Schwache nicht zum Raube
 Jeder frechen Mordgebärde
 Werde fallen allezeit:
 Etwas wie Gerechtigkeit
 Weht und wirkt in Mord und Grauen,
 Und ein Reich will sich erbauen,
 Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
 Seines heil'gen Amtes walten,
 Waffen schmieden ohne Fährde,
 Flammenschwerter für das Recht;
 Und ein königlich Geschlecht
 Wird erblühen mit starken Söhnen,
 Dessen helle Tuben dröhnen:
 Friede, Friede auf der Erde!

Wilhelm Raabe, † 1910.

Trag deinen Schmerz ans Licht.

Wenn über stiller Heide
 des Mondes Sichel schwebt,
 mag lösen sich vom Leide
 Herz, das im Leiden bebt.

Wenn hinter dir versunken,
was Ohr und Auge bannt,
dann hält die Seele trunken
das Firmament umspannt.

Wie aus dem Nebelkleide
der Mond sich leuchtend schwingt,
so aus dem Erdenleide
aufwärts das Herz sich schwingt.

Weil' nicht im dunkeln Walde,
unter den Tannen nicht;
über die Blumenhalde
trag deinen Schmerz ans Licht.

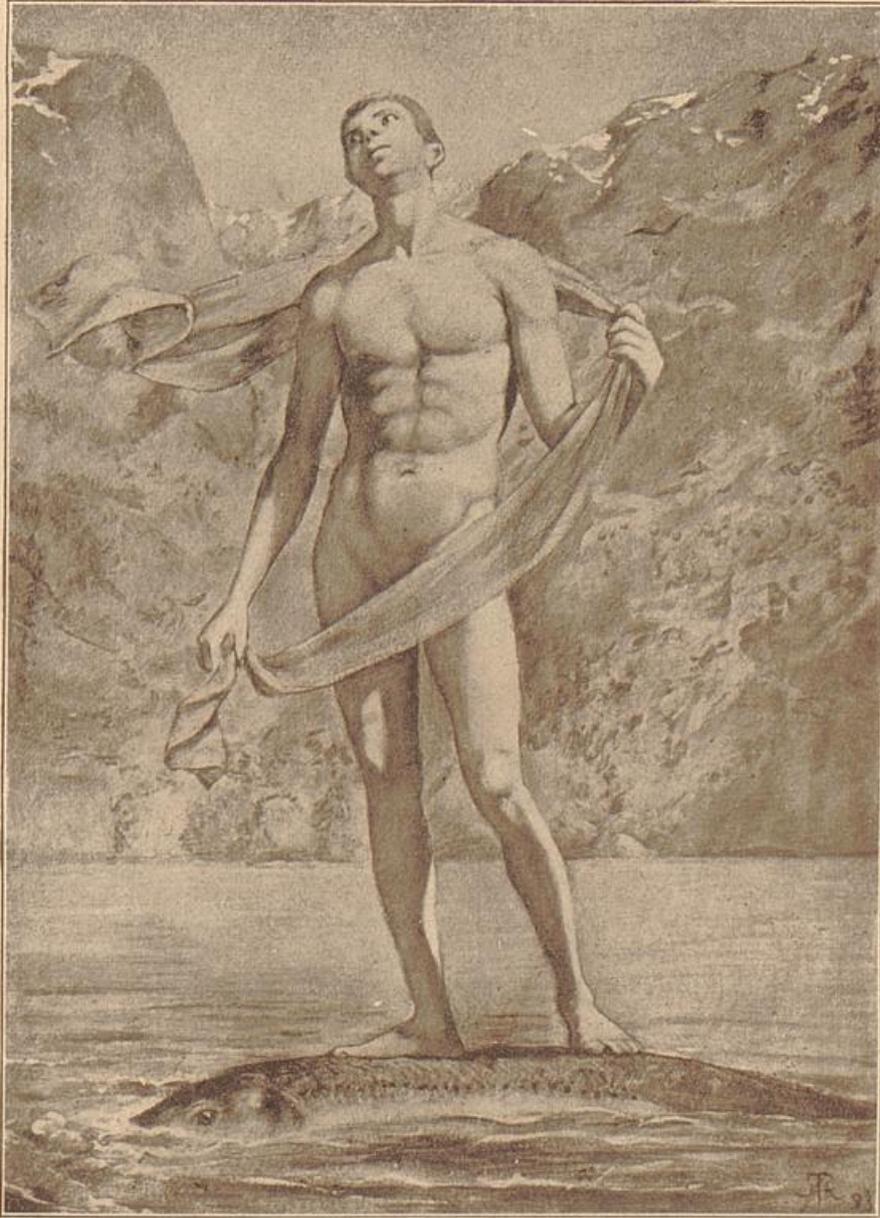
Schweige in deinem Schmerze!
Geh vor aus deinem Haus
und trag dein armes Herze
an Gottes Herz hinaus!

Das Ewige ist stille,
laut die Vergänglichkeit;
schweigend geht Gottes Wille
über den Erdenstreit.

In deinen Schmerzen schweige!
Tritt in die stille Nacht!
Das Haupt in Demut neige,
bald ist der Kampf vollbracht.

Geh vor aus deiner Kammer
und trage deinen Schmerz,
trage des Weltleids Banner
der Ewigkeit ans Herz!

O Heide, stille Heide:
wie sehnet sich hinaus
zu dir das Herz im Leide,
gefangen Herz im Haus.



Thoma, Frühling am Gebirgssee.

Zeitalter des „Eklektizismus“.

E. Geibel 1815—1884.

Die Kirche der Zukunft.

Woll' uns Deinen Tröster senden,
Herr, in dieser schweren Zeit,
Da die Welt an allen Enden
Durstig nach Erlösung schreit!
Denn es geht ein heilig Sehnen
Durch der Völker bange Sinn;
Und sie seufzen unter Tränen:
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Ach, sie fühlen's: alles Wissen,
Ob's den Stoff der Welt umfaßt,
Bringt, vom Ew'gen losgerissen,
Kein Genügen, keine Rast.
Doch die Suchenden, Beschwerten
Treibt levitisch Schwertgezüc,
Treibt der Spruch der Schriftgelehrten
Hart und eng in sich zurück.

Was einst Trost und Heil der Massen,
Ward zur Sakung, dumpf und schwer;
dieser Kirche Formen fassen
Dein Geheimnis, Herr, nicht mehr.
Tausenden, die fromm Dich rufen,
Weigert sie den Gnadenschoß;
Wandle denn, was Menschen schufen,
Denn nur Du bist wandellos.

Aus den dunklen Schriftbuchstaben,
Aus der Lehr' erstarrter Haft
Drin der heil'ge Geist begraben,
Laß ihn auferstehn in Kraft!
Laß ihn über's Rund der Erde
Wieder fluten froh und frei,
Daß das Glauben Leben werde
Und die Tat Bekenntnis sei!

Flammend zeug' er, was vereinigt
 Einst der Boten Mund getönt,
 Wie's, vom Zeitlichen gereinigt,
 Sich dem Menschengeist versöhnt;
 Zeug' er, bis vor solcher Kunde
 Jede Zweifelstimme schweigt,
 Und empor vom alten Grunde
 Frei die neue Kirche steigt.

Martin Greif, † 1911.

Sternentrost.

Es gäb noch mehr der Zähren
 in dieser trüben Welt,
 wenn nicht die Sterne wären
 dort an dem Himmelszelt,

Wenn sie nicht niederschauten
 in jeder klaren Nacht
 und uns dabei vertrauten,
 wer über allen wacht.

P. Henje.

Ein Kind der Welt.

Wer das genossen,
 Wem das beschieden,
 Kann der hienieden
 Unselig sein?

Gewiß des Guten,
 Vom Schönen erbaut,
 In Lebensgluten
 Dem Tod vertraut;

Die sich erschließen
 Dem Licht entgegen,
 Still zu genießen
 Ihr heilig Regen;

Sich selbst zu fühlen
 In allen Brüdern,
 Nur im Erwidern
 Sein Herz zu fühlen;

An das Geheime
 Ahnend zu rühren,
 Der Wahrheit Keime
 Im Geist zu spüren.

Vom Hauch der Musen
 Das Herz geschwellt,
 Mit reinem Busen
 Ein Kind der Welt:

Wer das genossen,
 Wem das beschieden,
 Muß der hienieden
 Nicht selig sein?

F. W. Weber, † 1894.

Arme Seele.

Ein Vöglein über die Heide zieht,
tiefab im West die Sonne glüht.
„Du liebe Sonne, sag mir gleich,
wie weit ist es zum Himmelreich?“

Ich bin gereist so manchen Tag,
Daß ich nicht fürder reisen mag;
mein Mut ist schwer, mein Flügel matt,
der Irr und Wirre bin ich satt.

Kalt weht der Wind durch Busch und Baum:
Wie war so schön der Frühlingstraum!
Behüt dich Gott, du Wald und Feld,
ich flieg in eine andre Welt.

Die Sonn hat ihren Lauf vollbracht,
der Tag verglimmt, nun kommt die Nacht:
wer gibt mir Trost und gut Geleit?
Zum Himmelreich, wie weit, wie weit!“

Minna Rüdiger, † 1841.

Bitte.

Laß mich's nicht kümmern,
was andre tun:
Laß mich voll Frieden
in dir nur ruhn!

Laß mich's nicht zürnen,
was anderer meint:
Laß mich nur bleiben
mit dir vereint!

Laß mich nicht messen
der andern Glück
und murrend schauen
auf mich zurück!

Herr, laß mich wandern
in deinem Licht,
Herr, laß mir leuchten
dein Angesicht!

Karl Weitbrecht, † 1904.

Wenn ich Abschied nehme.

Wenn ich Abschied nehme, will ich leise gehn,
keine Hand mehr drücken, nimmer rückwärts sehn.

In dem lauten Saale denkt mir keiner nach,
dankt mir keine Seele, was die meine sprach.

Morgendämmerung weht mir draußen um das Haupt.
Und sie kommt, die Sonne, der ich doch geglaubt.

Lärmt bei euren Lampen und vergeßt mich schnell!
Lösche, meine Lampe! — Bald ist alles hell!

Gustav Falke, † 1916.

Gebet.

Herr, laß mich hungern dann und wann,
satt sein macht stumpf und träge,
und schick mir Feinde, Mann um Mann.
Kampf hält die Kräfte rege.

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
und häng den Kranz, den vollen Kranz
mir höher in die Sterne.

Adolf Bartels, geb. 1862.

Gebet.

Neße mir die heißen Lippen,
Herr, mit einem Tropfen Tau,
wie ihn doch die Blumen nippen
jeden Morgen auf der Au!

Sende von der Sonne Strahlen
einen in mein dunkles Haus,
da sie doch die Erde malen
rot und gold Tag ein, Tag aus!

Laß dann noch ein Körnlein sprießen
 derer, die ich hier gesät,
 und mein Herz wird überfließen
 und mein Mund im Dankgebet.

Letzte Weisheit.

All mein Wollen und Streben
 ist Traum und Tand —
 leg, o Herr, mein Leben
 nicht in meine Hand!

All mein Wirken und Weben
 hat nicht Bestand —
 Nimm, o Herr, mein Leben
 ganz in deine Hand!

Paul de Lagarde 1827—1891.

Motto: Es wird des Christentumes sel'ger Geist
 erst wann sein schöner, heil'ger Leib gestorben,
 die Hindernisse alle niederbrechen,
 und dann ist jene hohe Gunst erworben,
 die uns die Pfingstensage nur verheißt:
 die Sprachen all' zu deuten und zu sprechen

Am Strande.

Unflügg'es Mävchen aus dem Nest' am Strand,
 ein Knabe trägt es mit sich in das Land.
 Es wächst der Vogel, fern am Berg gefangen:
 es wächst zugleich,
 an Schmerz und Freuden reich,
 das brünstige Verlangen
 nach jenem ungekannten Meer,
 um das die Eltern frohgemut
 nie müde Flügel schwangen.

Da springt die Tür: da steht das Fenster auf:
 fort aus dem Haus! zum Himmel jetzt hinauf!
 Den Wolken nah hat Umschau er gepflogen.
 Nach kurzer Zeit
 weiß er genug Bescheid,
 und ist davon geflogen

nach jenem nicht vergeßnen Meer,
des Wogen, Winde, Vogelruf
ihm durch die Seele zogen.

Und wie die Möve dann die See erblickt,
die Well' auf Welle nach dem Strande schießt,
die draußen Well' auf andre Welle bauet,
stürzt sie geschwind,
der See heimkehrend Kind,
dem vor der See nicht grauet,
auf jenes allgewalt'ge Meer
mit einem Schrei der Lust, und schaut
und schwebet, schwebt und schauet.

Mein Herz ist solche Möve tief im Land :
die Sehnsucht steht ihm nach fremdliebem Strand,
nach einem Meer, das jenen Strand bespület,
an dessen Flut
— wie wohl die Heimat tut! —
es seine Heimat fühlet.
O einen Schrei der Lust zum Himmel auf,
wann erst die so erwünschte Lust
mir Stirn und Wangen fühlet.

A u f g a b e.

Es glänz' auf dir ein Widerschein
des Landes, aus dem du verbannt,
des Hauses, das nach Erdenpein
sein Dach um deine Ruhe spannt.

Ein Gottesgruß an jedes Herz,
ein Bürge einer bessern Welt,
das sei der Mensch: in Lust und Schmerz
ist's mit ihm selig dann bestellt.

V a t e r l a n d.

Geduld, mein Herz! der Abend kommt,
und nach dem Abend kommt die Nacht.
Doch nicht die Nacht ist's, was dir frommt:
dank' du der Sonne, die dir scheint,
die morgen früh dir neu erwacht.

Bergan geht Schritt für Schritt dein Pfad;
mit wundem Fuße kimmst du auf:
bald schwindelst du am Felsengrat,
bald keuchst du elend durch Morast,
und müde macht ein solcher Lauf.

Die Wipfel glühn im Abendrot,
und Moos ist da, und Tannendach:
bereit ein Bett für müde Knie:
leg' nieder dich zu rasten hie:
der Traum der Heimat ruft dich wach.

Geht dann der junge Tag ins Land,
und stehst du auf von deiner Ruh,
wie liegt tief unten schon das Tal!
der Gipfel schon greifbar im Morgenstrahl!
Wo ist mein Stab? nur zu, nur zu!

Und auf der höchsten Klippe Rand
— o goldne Sonne, die mir's zeigt —
das Reich, nach dem die Sehnsucht stand,
das Reich, in dem die Sehnsucht schweigt,
das wahre, ew'ge Vaterland.

Wilhelm Herz 1835—1902.

Der Durststrom.

Einen Blutstrom nennt die Sage. Rastlos fort von
Anbeginn

Glutet er in Feuerwagen unter Gottes Thron dahin.
Und in qualmenden Gestalten steigt's empor aus seinem
Lauf,

Steigen endlos Myriaden jugendlicher Engel auf.
Überschauend alle Wesen, alles Lebens Lust und Leid
Schweben sie vor Gott vorüber in des Lichtes Herrlichkeit,
Ziehen so in hohen Bogen durch den blauen Himmelsdom,
Jubeln Dank und sinken wieder — und vergehn im Feuerstrom

Menschenkind, ihr kurzes Leben, deucht es dich nicht schön
und groß?

Und du selbst, du wolltest klagen? Sieh, du schaust dein
eignes Los!

Bist du doch aus ewgem Schlummer zu lebendem Tag
 erwacht,
 Ahnst des Geistes Schöpfertiefen, schaußt der Welten Rätzel-
 pracht,
 Stürmst empor in freudgem Streben, wie der Ar im Flug
 beglückt,
 Von des Edeln Drang beseligt, von der Schönheit Macht ent-
 zückt:
 Doch aus all der regen Fülle neigt dein Sehnen sich zur Ruh,
 Sinnst auf abendmüden Schwingen heimatlichem Schlummer
 zu.

Dieses überreiche Leben, scheltet ihr es arm und klein?
 Ach, die Wunder aller Wunder, Erd' und Himmel schließt
 es ein.

Dann von deinem Geisterodem aufgeschlürft, ein Tropfen Zeit,
 Nimmt es still in deine Stille, heilige Nacht der Ewigkeit.

Lautlose Nacht.

Der Menschen unersättlich Jagen,
 Der Freud' und Ehren flücht'ge Spur,
 Wahn, Müh' und Not seit fernsten Tagen,
 Neid, Krieg und Mord, — was war es nur?

Geist, heimatloser, nicht vergebens
 Ersehntest du ein Friedensreich:
 Denn hinter all dem Lärm des Lebens
 Liegt eine Stille, — dieser gleich.

Wilhelm Jensen.

Stille Stunde

Was hohen Trachtens den Verstand
 Und heißen Schlags das Herz bewegt,
 Das alles wird zum Possentand,
 Wenn sich der Mensch zum Sterben legt.

Zu schnödem Unrat schmilzt das Gold,
 Der Würfel bricht, das Glas zerschellt;
 Es stockt die Zeit, die Sonne rollt
 Als kalte Schlacke durch die Welt.

Berdienst und Ehre, Stolz und Kraft
 Zerrieben wie vergilbtes Laub,
 Die Schönheit und die Wissenschaft,
 Vermodert liegen sie im Staub.

Die Liebe nur, das arme Ding,
 Hält bis zulezt am Bett noch aus
 Und schleicht erst, wenn der Atem ging,
 Verwaist sich aus dem Sterbehaus.

Aus den Bekenntnissen eines tapferen Kämpfers unserer Tage.

Gottfried Traub

... Ich lege gar kein Gewicht auf irgendeinen Namen gegenüber dem Unnennbaren, auf irgendeine Grenze gegenüber dem Grenzenlosen. Am liebsten rede ich von dem „Sinn“, der das gesamte Leben und die Welt bestimmt. Andere nennen es Weisheit, Vernunft, Allmacht, Leben, Sein, Unendlichkeit. Weil ich dieses „Sinnes“ gewiß bin, so bin ich froh. Ich wage mein Leben daraufhin; hindurch durch allen Ansinn und Widersinn ahne und sehe ich, oft fern, oft nah, die wirklichen Äußerungen dieses Sinnes. Dessen freue ich mich und bin glücklich, anderen zu solch innerem Glück zu verhelfen. . . .

Aus Gottfried
 Traubs
 „Staatschriften-
 tum oder Volks-
 kirche“.

... Ich habe stets die Erfahrung gemacht, daß die Menschen in die Höhe steigen, sobald sie sich an eine Sache verlieren, die größer ist, als ihre kleine Person. Je höher und umfassender diese Sache, desto gewaltiger der Aufstieg. Die ganze Welt unserer Ideale: Familie, Volk, Staat, Liebe, Wahrheit, Gerechtigkeit ist unpersönlich. Warum soll das Ideal der Ideale, der gesamte Sinn des Weltalls, dadurch geehrt werden, daß ich ihn „persönlich“ denke, was ich gar nicht kann? Ich nenne ihn „Gott“, nicht weil er ein Einziger wäre, sondern darum, weil alle anderen Namen die Fülle in keinem Gesamteindruck so eigenartig zusammenzufassen vermögen. . . .

... Der Weg zur wirklichen Gotteserkenntnis gleicht dem Weg der Erziehung der einzelnen Menschengeschlechter zum Bewußtsein voller Menschheit in gleicher brüderlicher

Liebe. Nur auf diesem Weg erziehen wir uns selbst zu der sittlichen Kraft, in der wir den allumfassenden Begriff Gottes in seiner Tiefe verstehen, des Gottes, der nicht ein einzelner ist, sondern außer dem nichts ist und in dem alle gleich nahe sind, weil alle gleichmäßig von dem letzten Sinn innerlich und äußerlich bestimmt und getragen werden. . . .

. . . Jeder einzelne ringt mit sich selbst, das Bild zu werden, das in unausweichlicher Würde vor ihm steht. Sein ganzes Leben ist nichts anderes als ein Aufsteigen vom niederen zum höheren Ich. Während das niedere Ich plastisch greifbarer vor uns erscheint, ist das Bild des höheren Ich in Gefahr, sich in der Vorstellung zu verflüchtigen, weil es eben noch nicht zur vollen Erscheinung geworden ist. Es ist um deswillen kein Haar unwahrer und unwirklicher, im Gegenteil, die Wahrheit liegt gerade nicht in dem, was wir begreifen oder begrenzen, sondern in dem unwiderstehlichen Trieb, aus der Welt des Unerkannten und Unbegreiflichen immer von neuem ein Stück an uns zu reißen. Das Sein ist die „andere Welt“, zu der wir vom Schein uns erheben. Um aber den unwiderstehlichen Zauber dieser „anderen Welt“ auszudrücken, ist es nötig, auch in sie die Seele hineinzulegen, die in „unserer Welt“ für unser Empfinden die wärmsten Töne des Lebens in sich birgt. Wie wir uns selbst verstehen lernen vom Herzen aus, so nannte ich Gott das Herz der Welt. Darum gebrauchte ich noch das Wort „persönlich“. . . .

. . . Gott ist nicht anders erfassbar, als im gesamten Strom des wirklichen Lebens. Wer nicht in diesem Leben steht und vor seiner unablässigen Beweglichkeit Furcht empfindet, der ist nicht geschickt, Gott zu begreifen. Wir erfassen uns selbst nur im stetigen Neuwerden. Wer stille steht, geht zurück. Diese Gewißheit der inneren Lebensentwicklung gibt uns die unumstößliche Pflicht, auch Gott auf keinem anderen Weg zu erkennen, als dem der Entwicklung, soweit man überhaupt bei einem Denken über Gott zurecht kommen kann. . . .

. . . Das Christentum verzichtet auf jede fertige Gotteserkenntnis, es kennt gar keinen bestimmten Gottesbegriff, es weiß nichts von einem „persönlichen Gott“; vielmehr verweist es den

Menschen auf den königlichen Weg der Liebe. Auf diesem Weg soll der Mensch allmählich zu seiner Gotteserkenntnis gelangen. Dieser Weg ist der neue Weg. Ich kenne keinen anderen. Darum gibt es für mich keine christliche Lehre von Gott, die für sich feststehen würde. Auf vielen Umwegen kommt die Menschheit allmählich durch wachsende und sich vertiefende Liebe in der sich gestaltenden sozialen Gemeinschaft (im umfassenden und parteilossten Sinn des Wortes) zu der Erkenntnis des geheimen Sinns der Geschichte. Hier liegt der wirkliche Sinn der Menschenentwicklung und damit die Erkenntnis des „göttlichen Willens“. Auf diesem Weg muß jeder für sich selber laufen. Keiner kann für den anderen gehen, keiner kann dem anderen eine Erkenntnis vorschreiben oder abnehmen. So besitzt das Christentum keine neue Lehre von Gott, wie auch Jesus selbst nach den vorliegenden Erzählungen sich um die Vorstellungen von Gott nicht bekümmert hat. Weil es aber keine neue Lehre von Gott gibt, gibt es auch keine Irrlehre. Das Christentum legt den einzigen Wert nur darauf, den Weg zu Gott zu zeigen. Darum gibt es im Christentum keine Irrlehre, sondern nur einen Irrweg. Der einzige Irrweg ist Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit. Der einzige Weg bleibt Liebe als Lebensmacht im umfassenden und tiefsten Sinne des Wortes, deren Offenbarungen von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Werken der Menschen größer werden.

Leider ist dieses Wort von der Liebe im Laufe der Zeiten verbraucht. Die kirchliche Darstellung hat daran die meiste Schuld. Selten nur ist es gelungen, es aus der Welt sentimentaler Nebenempfindungen herauszuholen. So möchte ich es lieber umschreiben und nennen: *Helfende Kraft*. Wer sein Leben nur der helfenden Kraft opfert, kommt zu Gott. Hilfe muß frei sein von persönlicher Einbildung und demütigender Geste; das kann sie nur, wenn der, der hilft, ebenso der Hilfe begehrt. Nur wer etwas ist, kann anderen helfen. Wir werden etwas durch Kraft, die sich selbst erzieht, sich und andern hilft. . . .

. . . Hier tritt Jesus vor unser Auge. Ich weiß geschichtlich viel zu wenig von ihm, als daß ich mir ein farbenfattes, einwandfreies Bild seiner geistigen und sittlichen Per-

jönlichkeit entwerfen könnte. Ich weiß zwar, daß mich manches von dem, was von ihm berichtet wird, abstößt, wie z. B. sein messianischer Glaube, der sich an israelitische Hoffnungen anlehnte; seine Teufels- und Engelsvorstellungen, die zum eiser- nen Bestand seines Glaubens gehörten; seine Erwartung einer Weltkatastrophe und seine undeutliche Haltung zu den Heiden. Aber wie ein Stern in dunkler Nacht blitzte durch ihn die Gewißheit auf, daß es zwischen dem Gebot der Gottesliebe und dem der Nächstenliebe keinen Rangunterschied gibt. Da- mit war der Weg praktischer Arbeit durch Hilfe und Selbst- zucht in Freude und Opfer gezeichnet, den jeder gehen konnte, ohne daß Priesterkult und Sakrament eine religiöse oder kirch- liche Bevormundung in Anspruch nehmen durften. Der Weg war gewonnen, auf dem man an den tiefsten Sinn der Welt herankommen kann. Zudem wurde diese Gewißheit nicht ge- lehrt, sie bildete keine bloße Schulmeinung; Jesus starb dafür. Das war kein Opfer an einen jenseitigen Gott, sondern ein Opfer für die Brüder. Aus solchem Opfer entspringt heilige, unwiderstehliche Kraft. Seither gibt es keinen, der den Namen Christi mit Recht tragen könnte, wenn er sich nicht in helfender Kraft zu opfern weiß. Der Lebensnerv der Gotteserkenntnis liegt in der Tat, sich selbst zu verlieren. Das Christentum sagt: Es gibt keinen Weg der Gotteserkenntnis als dienenden Opferweg. . . .

. . . Gut im Sinne jenes Bildes, das uns durch die Evan- gelien hindurchleuchtet, ist keiner, dessen Güte Grenzen kennt. Die Grenzenlosigkeit des Göttlichen spiegelt sich allein in der Grenzenlosigkeit der unerschöpflichen, helfenden Kraft. . . .

. . . Ich kenne nur ein Böses, das ist der Unglaube. Kein Wort ist mir größer, als das Pauli: „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde.“ Also, was nicht aus der Über- zeugung strömt, ist falsch, versucherisch, böse; was nicht aus der Gewißheit von dem letzten tragenden Sinn alles Geschehens stammt, wirkt auf die Dauer schlecht; es nimmt dem Menschen Spannkraft zum gesunden eigenen Leben und zur fröhlichen Hilfe für andere. Gegen seine Überzeugung handeln, verdirbt; sich dauernd von der Gewißheit eines einheitliches Ziels ent- fernen, zerreibt. . . .

... Wo das in den Evangelien entworfene Lebensbild Jesu paßt, ist es rein menschlich; wo die „christlichen“ Züge einer bestimmten Gemeinde und Gemeindevlehre sich zeigen, verblaßt jene über alles anziehende und erziehende Menschlichkeit. Ich glaube darum in bester Gesellschaft zu sein, wenn ich diese rein menschlichen Züge als die wirklichen Goldadern „göttlicher“ Kraft erkenne, und empfinde es wie eine Offenbarung, daß die Menschen nach nichts (hört ihr Christen! hört ihr Spruchrichter! hört ihr Kirchen!) nach nichts zu messen sind, als danach: ob Hungernde gespeist, Dürstende getränkt, Nackte bekleidet, Gefangene besucht, Arme erquickt worden sind. Also ich will mich und andere zu Menschen erziehen, und betrachte das Christentum nicht als Ziel, sondern als Mittel zu diesem Zweck. . . .

... Ich kämpfe nicht um Wahrheit; sie läßt sich nicht feststellen, nicht erzwingen. Sie schenkt sich selbst. Ich kämpfe um allerpersönlichste Wahrhaftigkeit. Sie ist Arbeit und Krone des Lebens und der einzige Weg zur Wahrheit.

Ich streite nicht um Gott. All dieser Streit ist nur ein Zank um Menscheneinbildung. Ich sehe ihn in aller Not und Notwendigkeit des Lebens. Ich wehre mich nur gegen die, die Gott zum Gözen ihrer Privatgemeinschaft erniedrigen und ein Vorrecht vor ihm begehren.

Mein Herz gehört dem ganzen Volk. Ich will nicht für die Kirche gewinnen, sondern für Gott. . . .